

Madschib Munib Iijas
Der Bastard (al-Bandûq)

Auch Sanâ wird in meiner Brust sterben, wenn ich ihr begegne. Busstation, Dieselgestank und Prüfungssaal. Akka muss bleiben. Ein Fischerboot mit Sanâ darin, die Arme über der Brust gekreuzt, um diese den Blicken zu entziehen. Ihr Gesicht läuft schamrot an und ihre Augen wandern verlegen hin und her. Ihre weisse Bluse ist durchsichtig, seit das Meer eine Handvoll Wasser darauf spritzte und durch den Stoff hindurchscheint, was darunter ist, frisch, weich und rosig. Ich wollte schon mein Hemd ausziehen, um es ihr umzulegen und den Gegenstand meiner Eifersucht zu verhüllen. Aber dann schämte ich mich doch vor Lehrer und Klassenkameraden, obwohl die ganze Schule von unserer leidenschaftlichen Liebe wusste.

Als wir aus dem Museum kamen, trödelten wir und blieben hinter der Klasse zurück, die, dem Lehrer folgend, in eine Gasse einbog. Ich blieb auf einem Haufen aus drei Jahren Liebe, auf den eine Meereswoge bei Akka Petroleum goss. Das ist unser Augenblick, drängte ich, andernfalls... Doch der Geruch von Altakka liess den Ruf in meiner Kehle steckenbleiben, und Sanâ verschwand aus meinen Augen.

Allein ging ich zum Museum zurück und schaute mir die grimmigen Gerätschaften an, mit denen sich die Derwische im Augenblick der Ekstase, im Augenblick ihrer Einswerdung mit dem Geist Gottes den Kopf kasteiten. Diese Gerätschaften grinsten mich an; es war ein verschlagenes Grinsen, das mir einen Schauer über den Rücken jagte. Ich ging hinaus zur Stadtmauer und sog die Meeresluft ein, die meine Lunge vom Geruch der Gassen von Altakka reinigte, dem Akka al-Dschasârs, des alten Schlächters.

Meine Mutter unternahm einen weiteren Versuch. „Das Leben liegt noch vor dir, mein Junge. Nur der Dumme ist sich selbst ein Feind. Wenn du mal gross bist und sie immer noch haben willst, dann wird Gott schon eine Lösung finden.“

Doch ich klärte sie auf. „Ihre Familie will sie verheiraten, sobald man sich auf den Brautpreis geeinigt hat. Wenn ich mich jetzt mit ihr verloben würde, könnten wir heiraten, sobald wir mit unserer Ausbildung fertig sind.“

Meine Mutter schlug die Hände überm Kopf zusammen. Das zieme sich nun wirklich nicht. Das würde Gott nicht gefallen.

Ich hätte mich schon bei ihm erkundigt, beruhigte ich sie, und er habe keinerlei Einwände gemacht.

Sie wandte sich hilfesuchend an meinen Vater und an meinen Cousin, den Sohn des Priesters, die mich in die Mange nahmen.

„Wir haben dich auf die Schule geschickt, damit du was lernst und nicht damit du rumhurst,“ fuhr mein Vater mich an und schlug die Tür hinter sich zu.

Mein Cousin, der Sohn des Priesters, blieb allein mit mir zurück, um den bösen Geist aus meinem Herzen auszutreiben. Doch ich hatte bald einmal genug von seinen Sprüchen und seinem Salbadern und lockte ihn in eine Falle. Wann denn ein Kind Christ werde, fragte ich ihn.

„Sobald man es tauft,“ antwortete er.

„Und wann wird es Muslim?“

„Bei der Beschneidung.“

Nun half ich ihm bei der Schlussfolgerung. „Also werden wir alle gleich geboren, und erst danach sortieren uns Leute wie du.“

„Aber der Unterschied zwischen uns und ihnen ist, dass wir nicht beschnitten sind, während sie es sind,“ fauchte er. „Das trennt uns von ihnen und sie von uns.“

Es war hoffnungslos. Er zeigte keinerlei Einsicht. Ich musste meine Waffe noch mehr wetzen.

„Angenommen, wir legen Sanâ, Jasmin und Nahâjil alle drei nebeneinander auf ein Bett, die obere Hälfte zugedeckt, die untere entblösst, könntest du sagen, welche von den dreien Muslimin ist?“

Da explodierte er. „Du bist nicht nur gottlos, du bist auch ein Ferkel.“

Damit verliess er mich und ging hinaus.

Meine Mutter biss sich auf die Finger und jammerte. „Willst du Schande über uns bringen und uns Schwierigkeiten mit den Muslimen machen und uns bei unseren eigenen Leuten in Misskredit bringen? Was habe ich nur gesündigt, dass Gott dich so auf Abwege geraten liess? Schluss jetzt mit diesem Thema, befahl sie mir. Es wird dir nie mehr auf die Zunge und nie mehr in den Sinn kommen!“

Tatsächlich liess ich mir das Thema nie mehr auf die Zunge kommen, aber in meinem Sinn blieb es mir weiterhin.

Auf dem Schulweg wartete ich bei der deutschen Kolonie auf Sanâ, um ihr zu erzählen, wie es mir mit meiner Familie ergangen war, und um zu erfahren, wie es ihr mit der ihren ergangen war. Ich war entschlossen, wir würden gemeinsam abhauen. Das war die Lösung. Aber sie kam nicht wie verabredet, und sie kam auch nicht mehr in die Schule. Ich kreiste um ihr Haus, aber sie zeigte sich nicht am Fenster. Als ich mich bei ihren Freundinnen nach ihr erkundigte, fragten diese mich, was mit ihr los sei. Einige Tage später verkündete unser Klassenlehrer, unsere Klassenkameradin Sanâ habe die Schule verlassen. Sie sei mit ihrem Vater verreist. Und ich musste mich zusammennehmen, um nicht zu fragen, wohin denn.